

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Südosteuropä während des 1. Weltkriegs

Sonderdruck

aus Heft Nr. 3/1968



feststellbar, da mir die Zeitung nicht zur Verfügung steht) veröffentlicht hatte. Seine Bemerkung, die Tscheher hätten sich beim Kaiser in Wien beschwert, ist nicht stichhaltig. Aktenstudium hatte Dennert nicht betrieben, was aus der durchwegs fehlerhaften Namensschreibung des Gutsherrn Marffy hervorgeht. Am 28. Oktober 1941 schrieb mir der damalige Generalstaatsarchivar Dr. Josef Kallbrunner, Direktor des Hofkammerarchivs, daß sich dort keine Unterlagen über Marffy befänden. Laut Mitteilung des letzten Notars der deutschen Gemeinde Tscheb, meines Onkels Valentin Tiefenbach, wußten die Tscheher Deutschen um 1943 kaum noch etwas von den geschilderten Vorfällen.

Südosteuropa während des 1. Weltkrieges

Von Heinrich Zillich

Vor 50 Jahren, Ende Oktober 1918, zerbrach Österreich-Ungarn, worüber im nächsten Heft zu sprechen sein wird. Wie oft war mit der 8 als letzter Ziffer einer Jahreszahl eine historische Wende verbunden! 1618 begann der 30jährige Krieg, 1648 endete er. 1718 brachte der Friede von Passarowitz den Abschluß der Türkenkriege zugunsten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1848 erschütterten Revolutionen Europa. Am 13. März 1938 — vor 30 Jahren — vereinigten sich das Reich und die deutschen Kernteile des 1918 zerrissenen Österreichs jubelnd wieder. 1948 ergriff in den Ostblockstaaten der Kommunismus unverhüllt die Macht. Alles Geschehnisse, deren zu gedenken wäre, weil wir in einem Jahr leben, dessen Zahl auch mit einer 8 abschließt. Wir wollen aber keiner Ziffernmystik verfallen.

Was uns jetzt beschäftigen soll, ist das unheimliche Jahr 1918. Ehe wir es erläutern — eben im nächsten Heft — sei hier berichtet, wie im großen Krieg, der 1918 erlosch, ohne daß ihm bis heute ein ehrlicher Friede nachfolgte, unsere Soldaten in Südosteuropa fochten, denn die geschichtlichen Ereignisse bleiben für den Nachfahren leblos, übersieht man in ihnen den handelnden, leidenden Menschen.

*

Über den deutschen Soldatenleistungen im Südosten Europas während des 1. Weltkrieges liegt ein Nachglanz der mächtigeren, fruchtbareren Reichserfolge im 17. und 18. Jahrhundert, als der Donaauraum den Türken entrissen und dem Abendland wieder eingegliedert wurde. Unter der Auswirkung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses befreite sich später auch der Balkan, obschon er, dem Kaiser nicht untertan, innerhalb des byzantinischen Kulturkreises verblieb und sich nur langsam der Erdteilmitte zivilisatorisch anschloß.

Im Donaugelände jedoch folgte der kriegerischen die friedliche Eroberung. Gesetz und Ordnung, Lebensstil und Arbeitssinn dieser Mischlandschaft der Völker, die lange asiatisches Joch getragen, fügten sich dem deutschen Beispiel. Sogar die nationalen Regungen der Kleinvölker muten oft wie Übersetzungen aus dem Deutschen an.

Wenngleich die neuen Erwerbungen der kaiserlichen Hausmacht dem Reich staatsrechtlich nicht angehörten, trat dieses hier, könnte man sagen, reichhafter auf als im Reich, das damals in viele Teilfürstentümer zerfiel. Doch wie im Südosten die Sonderrechte Ungarns, Kroatiens, Siebenbürgens, des Banates und der Grenzerprovinz gegenüber der Hofburg zurücktreten mußten, erhob sich dank Prinz Eugens und Josefs I. die Reichsmacht durch Siege verklärt nun auch über die westdeutschen Länder gebieterischer als maßgebende Ordnung, innerhalb deren sich das Verschiedenartige regen durfte, sofern es sich dem Ganzen einfügte.

Den Weg zu dieser Entwicklung erschwerte der frühe Tod des genialen Josef I., aber auch unter Karl VI., der Verträgen leider mehr vertraute als einer starken Armee, ging

die innere Gewinnung des Donaupraumes für's Abendland mächtig weiter. Der deutsche Spätbarock, wahrhaft ein *Reichsstil*, einte Mitteleuropa von den Ostkarpaten bis über den Rhein — nicht bloß baulich — in einer weltzugewandten imperialen heiteren Gesinnung, die Gotteshäuser in Prunksäle des Reichstriumphs verwandelte. Es schien, als ob der deutsche Volksboden in breiter Front vom Alpenrand bis Siebenbürgen vorstoßen und das eroberte, weithin menschenleere Vorland dem Reich auch blutlich immer mehr verschmelzen werde, wenn der Siedlerzustrom stetig blieb.

Nach Karls Tod versank diese Möglichkeit in den deutschen Bruderkämpfen. Die Siedlungsbewegung stockte. Ihre Erneuerung unter Maria Theresia und Josef II. hatte begrenzte Ausmaße. Zugleich mehrte Preußens Aufstieg das Eigengewicht der Reichsstände; im Südosten nahm die Eigensucht der Ungarn zu, die schließlich den Zerfall des Habsburger Reichs herbeiführten.

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch währte der unheilvolle Prozeß. Dabei verkümmerte in Binnendeutschland das Reichsbewußtsein soweit, daß — um eine der verspielten Möglichkeiten zu erwähnen — der Vorschlag des österreichischen Staatskanzlers Schwarzenberg, ein 70-Millionenreich einschließlich aller kaiserlichen Besitzungen, also von Kronstadt bis Aachen, von Königsberg bis Venedig, zu schaffen, 1849 vom ersten deutschen, ach so nationalen Parlament in Frankfurt als reaktionäre Teufelei aufgefaßt wurde. Man fürchtete sich zu herrschen; reichsfremd ersehnte man lediglich einen deutschen Nationalstaat, bereit, Millionen Deutsche auszustoßen, um bloß kein Gebiet zu behalten, worin Nichtdeutsche wohnten, und das geschah, während diese Provinzen fest in deutscher Machthand lagen. Solche Blindheit mußte sich an unserem Volk bis zur Gegenwart rächen.

Wien konnte nicht ausweichen. Es blieb in der Reichsaufgabe für den Südosten. Es ist oft heftig gescholten worden, daß es sich dabei nicht deutsch genug verhielt, es vermag aber niemand kompromißlos zu handeln, wenn jene, die ihm zu helfen bestimmt sind, beiseitestehen. Das Binnenland, schließlich durch Preußen geeint und zur Größe aufsteigend, erfüllte seine politische Aufgabe dem Südosten gegenüber bis zu jenem Tag, als Bismarck den Bündnisvertrag mit Österreich schloß, keineswegs; seine Menschen kannten das eigene Volk nicht, wußten nichts von denen, die verlassen dennoch taten, was zu tun war. Nie gab es ein ärgeres Sichselbstvergessen bei einem großen Volk, und viel deutscher Volksboden ging dadurch verloren.

Gemessen an solchen Tatsachen, von denen die kleindeutsche Geschichtsschreibung keine Ahnung hatte, wiegt Österreichs Leistung im Südosten schwer. In einem Jahrhundert, in dem die schwächsten Völker von Unabhängigkeit träumten, die sie nie hätten verteidigen können, blieb Wien für den Donaupraum bis 1918 maßgebend. Es hatte hier seit der Türkenvertreibung alle Völker geprägt; sie sprachen seine kulturelle Sprache; das Deutsche hatte durch Blut, Stadtbau und Lebensstil, durch Siedlungen und Erziehung den Vielvölkerblock selbst gegen dessen sprengende Kräfte so fest zusammengemauert, daß er, zur Auflösung schon bestimmt, nach 1914 noch vier Jahre an Deutschlands Seite kämpfte und mit diesem — recht betrachtet — jetzt endlich wieder das Reich bildete. Die Formung des Südostens aber verkörperte sich auch in dessen *Soldatentum*, sogar in jener Untergangszeit.

Auf dies alles mußte verwiesen werden, ehe wir die Südostkämpfe im 1. Weltkrieg betrachten. Man darf freilich keinen Schauplatz des großen Ringens von den übrigen abtrennen. Schon der Beginn in Serbien stand unter dem Einfluß von Ereignissen an anderen Fronten.

Unter Feldzeugmeister Potiorek waren 1914 an der Donau die k.u.k. 2. Armee, an der Drina die 5. und östlich Sarajewo mit Stoßrichtung auf Uzice die 6. angetreten. Potioreks Plan krankte daran, daß er die nordsüdlich verlaufenden serbischen Täler, anstatt

sie zum Vormarsch zu benutzen, auf unzureichenden Wegen von Bosnien her überqueren ließ, was die Verteidigung erleichterte, den Nachschub erschwerte. Dazu kam, daß mit Rußlands Kriegserklärung der Plan die Grundlage verlor, weil das Gros der 2. Armee nach Galizien beordert wurde. Nur Teile davon überschritten bei der am 12. August beginnenden Offensive die Save, während die 5. Armee die Drina bezwang; am 13. folgte die 6. Armee. Die Übermacht der heldenhaft kämpfenden Serben war so groß, daß am 23. August die k.u.k. Front in die Ausgangsstellung zurückgenommen werden mußte. Als jedoch am 6. September der Feind die Save überschritt, wurde er von Feldmarschalleutnant Krauß mit sudetendeutschen Truppen vernichtend geschlagen. Die 6. Armee setzte nochmals über die Drina und siegte am 23. September bei Kupanj, die 5. nahm wieder Sabac und brach Ende November den serbischen Widerstand an der Kolubara, während Belgrad am 2. Dezember fiel. Die Kämpfe waren hart, der Nachschub durch Gebirge und Wetter unsäglich behindert, überdies jeder Schritt gegen starke Übermacht errungen. Als nun die Serben, auf 200 000 Mann aufgefüllt, den Angriff gegen die 80 000 Österreicher wagten, räumten diese zum zweitenmal das Land, weil die Kampflage in Galizien die Zuführung von Reserven verbot.

Das erbitterte Ringen verdeutlicht sich in folgendem: in Galizien, wo Österreich den Druck der Russen mit drei Vierteln seiner Streitkräfte zunächst allein auffing und sich dabei fast verblutete, fielen 1914 2099 Offiziere, in Serbien 1069 und 23 000 Mann, verwundet wurden dort 4580, hier 3211 Offiziere. Die Serben hatten 16 000 Gefallene.

Der Rückschlag zeitigte eine vornehmlich politisch ungünstige Wirkung. Das umworbene Bulgarien blieb neutral und der Weg zur Türkei, dem damals einzigen Bundesgenossen der Mittelmächte, verschlossen. Dennoch hatte der Waffengang insoweit Erfolg, als er die Serben derart schwächte, daß sie fortan keine Gefahr mehr bedeuteten. Österreich konnte zahlreiche Truppen abziehen und nach Italiens Kriegseintritt die ganze Front Landstürmern überlassen.

Der bleibende Gewinn aus der Erschlaffung des Feindes ließ sich im Herbst 1915 einheimsen, als unter Mackensen der Vernichtungsfeldzug anlief, nachdem Bulgarien, beeindruckt vom Sieg bei Gorlice über die Russen, auch in den Krieg eintrat. Die k.u.k. 3. Armee unter Kövess, dem ehemaligen Befehlshaber des Hermannstädter Korps, die deutsche 11. unter Gallwitz und zwei bulgarische umfaßten Serbien zangenförmig von Norden und Osten, woran auch die Anfang Oktober in Saloniki gelandeten Entente-Verbände nichts mehr änderten.

Für die Mittelmächte war ein Sieg wichtig, denn seit April griffen die Engländer die Dardanellen an, um der sehr geschwächten Türkei den Atem auszublasen und sich den Weg nach Rußland zu öffnen. Es mußte schleunigst geholfen werden. Dies gelang, als am 9. Oktober nach schwierigem Übergang über Donau und Save Belgrad und Semendria fielen und die Eisenbahnlinie nach Konstantinopel benutzbar wurde. Die Engländer zogen sich zwei Monate später nach argen Verlusten von den Dardanellen zurück. Gegen die Serben war der Feldzug weiterhin siegreich, wenn auch deren Einkreisung mißlang; doch streckte ein großer Teil am 24. November auf dem Amselfeld die Waffen. Die übrigen retteten sich auf fürchterlichem Rückzug an die Adria und wurden nach Korfu verfrachtet. Am 11. Januar 1916 erstürmten — eine der kühnsten Taten der Geschichte — sudetendeutsche Truppen den Lovcen, den sagenhaften, für uneinnehmbar gehaltenen, aus dem Meer aufragenden Festungsberg Montenegros, das damit auf die Knie ging. Einige Wochen später lag auch Albanien in der Gewalt der Österreicher.

Der letzte Teil der Offensive war gegen den Willen des Chefs des deutschen Generalstabes Falkenhayn vom k.u.k. Generalstabschef Conrad von Hötzendorf durchgeführt worden. Falkenhayn verhinderte jedoch den Vormarsch über die bulgarische Südgrenze, weil, wie er meinte, Griechenland nicht herausgefordert werden solle und Bulgarien

größere Feindmassen binden müsse, ein später bitter bezahlter Trugschluß. Conrad hatte bis zur Ägäis vordringen wollen, um den Balkan endgültig zu befrieden; überdies wäre die bulgarische Armee dann freigeworden und hätte auf Rumänien drücken können. Über die merkwürdige Planung Falkenhayns, der sich auch bei Verdun verrechnete und das Abschwanken der Griechen zum Gegner keineswegs vereitelte, urteilt Civrieux: *„Im unbegreiflichen Entschluß, eine siegreiche Armee auf einer Linie halten zu lassen, hinter der sich der geschlagene Feind wieder kampfbereit aufstellen konnte, lag der Keim zum Zusammenbruch der bulgarischen Front im September 1918“*, das heißt also: zur Gesamtniederlage der Mittelmächte. Halbheiten tragen in Kriegen niemals Früchte.

Im Jahre 1916 gerieten die Mittelmächte infolge der Brussilow-Offensive, der Schlachten bei Verdun und an der Somme in eine gefährliche Krise. Rumänien nutzte die Gelegenheit und erklärte am 27. August den Krieg, wodurch Deutschlands und Österreichs Lage fast verzweifelt wurde. Die Front verlängerte sich um 500 km; 600 000 frische feindliche Soldaten traten gegen sie an.

In Siebenbürgen standen nur unzureichende Grenztruppen. Drei rumänische Armeen rückten dort ein, besetzten den Südosten und Süden des Landes bis zur Linie Hermannstadt—Petroşeni. Der Flankenvorstoß des deutschen Feldmarschalls Mackensen mit bulgarischen Verbänden in der Dobrudscha brachte die erste Entlastung; er drängte die 3. rumänische Armee zurück, nahm am 6. September Tutrakan, worauf Silistria fiel, schob sich über Konstanza ans Meer und stellte seine Hauptkraft für den Kampf nördlich der Donau bereit. In Siebenbürgen bildete sich inzwischen nach Überwindung sehr ungünstiger Verkehrsverhältnisse unter dem siebenbürgisch-sächsischen General Arz von Straußenburg die k.u.k. 1. Armee und unter Falkenhayn, der seinen Posten als Generalstabschef an Hindenburg hatte abtreten müssen, die 9. deutsche. Falkenhayn kam einem großangelegten feindlichen Umfassungsangriff zuvor, siegte bei Hermannstadt (26.—29. September), dann bei Fogarasch, im Geisterwald und am 8. Oktober bei Kronstadt, erreichte zwei Tage später die Pässe von Predeal und Törzburg, wo er nicht mehr weiterkam. Inzwischen hatte Arz die 4. rumänische Armee nördlich davon in die Karpaten gedrängt. Die Gefahr einer Erstarrung an der siebenbürgischen Grenze wurde vereitelt durch die Offensive des rechten deutschen Flügels im Surduk- und Vulkanpaß vom 10. bis 14. November. Der Austritt in die Walachei gelang und machte nach zwei Tagen die Deutschen bei Târgul-Jiu und am 21. November bei Craiova zu Siegern. General Krafft von Delmensingen brach durch den Roten-Turm-Paß, die Gruppe Morgen stieß bei Törzburg vor, und nun setzte die Donauarmee bei Swistow über. Die fünftägige Schlacht am Argesch endete für Rumänien erfolglos. Bukarest ergab sich am 6. Dezember. Der Widerstand bei Predeal war unhaltbar geworden. Nach verschiedenen Gefechten und Rückzügen baute sich die Front in einer von der Donaumündung nördlich Braila zum Sereth, dann quer durch die Moldau zu den Karpaten hinübergreifenden und in der Ostbukowina an die Russen anschließenden Linie ein; sie veränderte sich bis zum Friedensschluß mit Rußland und Rumänien im Frühjahr 1918 nicht mehr wesentlich. Die zur Unterstützung des neuen Bundesgenossen unternommene Offensive der auf 300 000 Mann angewachsenen alliierten Armee in Mazedonien erreichte zwar Monastir, blieb aber dann in hartnäckigen Stellungskämpfen stecken.

Im nächsten Jahr wiederholten sich die Kämpfe in Mazedonien, wobei deutsche und österreichische Truppen die Bulgaren stützten. Am 15. September 1918 durchbrachen die Gegner die bulgarischen Verbände, die sich rasch auflösten, und leiteten damit den Zusammenbruch Ungarns ein.

Dieser Überblick zeichnete die wichtigsten Kampfhandlungne im eigentlichen Südosten nach. Es wäre nötig, auch die wechselvollen Geschehnisse in Kleinasien zu schildern, wo deutsche Abteilungen neben einigen österreichischen, vornehmlich aber den Türken

zugeteilte hohe Offiziere, wie Liman von Sanders und Feldmarschall von der Goltz, sich Verdienste erwarben, doch angesichts der britischen Übermacht und türkischen Erschöpfung scheiterten.

Die Militärverwaltung in Rumänien unter Mackensen mußte die Interessen der vier Verbündeten berücksichtigen, was zu verwickelten Problemen führte, die ständig Neu-lösungen erforderten. Da rumänische Persönlichkeiten ihre Mitarbeit nicht vorenthielten, erübrigte sich eine völlige Militarisation der Behörden. Das Eisenbahn- und Nachrichtenwesen konnte rasch aufgebaut, die Verwüstungen auf den Ölfeldern durch britische Sabotage weithin beseitigt und die Förderung auf die Hälfte der Friedenserträge gehoben werden, überdies erreichte die Bestellung der Getreideflächen 90%. Verschiedene Neuerungen, zum erstenmal *ordentliche Erntebezahlung für die Bauern*, durchgreifende Organisationsmaßregeln in den Städten, Belebung des Donauschiffsverkehrs nützten auch der Bevölkerung.

Serbien wurde, abgesehen von den Bulgaren übergebenen Ostteilen, in k.u.k. Heeresverwaltung übernommen. Die Eisenbahnen verblieben teilweise den Deutschen, die sie verbesserten, 500 km neue Feldgleise legten, überdies zahllose Straßen herrichteten und neue zogen. Schon ab 15. Januar 1916 konnte der Orientexpress zweimal wöchentlich von Berlin nach Konstantinopel fahren. Von den übrigen Leistungen nur einige Zahlen: unter der k.u.k. Militärverwaltung stieg die Kohlenförderung in Serbien von 214 000 im Frieden auf 268 000 Tonnen. Im zweiten Wirtschaftsjahr erreichte trotz ungeheuerlichem Arbeitermangel die Landwirtschaft beinahe die Friedenserträge, 1918 übertraf sie sie bedeutend. Reisanbau und Sonnenblumenzüchtung wurden eingeführt. Das serbische Volkseinkommen hob sich von 1915 bis 1918 derart sprunghaft, daß der Haushalt des k.u.k. Generalgouvernements in Belgrad einen anfänglichen Fehlbetrag abdeckte und große Überschüsse erzielte. Serbien hatte während der Feldzüge rund 700 000 Menschen an Flecktyphus verloren. Ein Jahr nach Errichtung der k.u.k. Sanitätsverwaltung war diese Seuche samt der Cholera ausgerottet dank neuer Krankenhäuser, Impfungen, erzwungener Orts- und Haussäuberungen, Trinkwasserklärung und Baus öffentlicher Bäder. Die Mordhäufigkeit fiel von 730 Fällen vor 1914 auf 165 im Jahr 1917. Jeder Kreisvorort erhielt eine sechsklassige Mittelschule. 1918 zählte man mehr Lehranstalten als bei Kriegsbeginn.

Unsere Betrachtung bliebe unvollständig, wollten wir die Soldaten vergessen, die aus dem Donauraum stammen, also die Deutschen Ungarns, Siebenbürgens, Kroatiens, des Banats. Freilich, die Nennung einzelner Siedlungsgebiete hilft uns dabei nichts, denn jene Südostdeutschen kamen nicht in eigenen Verbänden zum Einsatz, sie dienten in allen Regimentern, vermischt mit anderen Volkssöhnen, und ihr Wirken zu fassen ist nur möglich, wenn man die deutsche Gesamtleistung in der k.u.k. Armee heranzieht.

Als 1867 Wien im sogenannten Ausgleich das Kaisertum Österreich in Österreich-Ungarn umbaute, wurde der Osten des nun doppelgesichtigen Staates den Madjaren ausgeliefert. Sie herrschten dort selbständig, was eine aufreizende Bevorrechtung gegenüber den anderen Völkern bedeutete, die ihnen an Zahl um einiges überlegen waren. Kaiser Franz Josef duldete eine ähnliche Entwicklung beim Militär nicht; dennoch mußte er einwilligen, daß neben der deutschkommandierten „gemeinsamen“ k.u.k. Armee eine „Honvéd“ aufgestellt wurde mit madjarischer Befehlssprache, worauf auch Österreich und sogar Kroatien mit einer eigenen „Landwehr“ das gleiche Steckenpferd reiten durften. Auf die Gewährung der militärischen Finanzmittel hatten die Parlamente einen unheilvollen Einfluß, so daß trotz den Bemühungen des Generalstabes, dem die Befehlsgewalt über alle Armeen zustand, die Aufrüstung mangelhaft blieb.

Die nationale Zusammensetzung war, die Landwehren eingeschlossen, dieselbe wie die des Doppelstaates; die deutsche Mannschaft betrug nur 25% neben Söhnen von

11 anderen Völkern. Diese Mannigfaltigkeit zum schlagkräftigen Instrument zu machen, war einst, als aus dem Westreich viele zu den kaiserlichen Fahnen stießen, verhältnismäßig leicht gewesen. Nun lastete die Aufgabe auf den Schultern eines weit geringeren deutschen Anteils, vor allem auf dem Offizierskorps, wo die Deutschen noch 1914 75% ausmachten. Ihr Geist erfaßte auch die Nichtdeutschen; natürlich konnte das Nationalgefühl volkhafte Einheitlichkeit der Heere nicht hervortreten. Der aktive Offizier war *kaiserlich*, er sprach *deutsch*, fühlte sich der deutschen Kultur eingewurzelt, mochte er auch manchmal seine fremde Muttersprache daheim noch sprechen. Er empfand sich über der national und sozial äußerst bunten Mannschaft als Glied eines gleichgeformten *Führerstandes*, dessen Kameradschaft und Ehre jeden Dazugehörigen band und erfüllte.

Kaum ein Dutzend Regimenter rekrutierte sich aus *einem* Volkstum. War auch, abgesehen von der Honvéd, die Kommandosprache deutsch, so zwang die Notwendigkeit doch, die Muttersprache der Soldaten mitzubenützen. Viele Regimenter hatten drei, manche vier solcher Instruktionssprachen, die Offiziere und Unteroffiziere lernen mußten. Jede Versetzung brachte ihnen neue sprachliche und volkpsychologische Aufgaben. Es gab nicht wenige, die „zum Dienstgebrauch genügend“ fünf oder sechs Sprachen einigermaßen beherrschten. Dies konnte im Frieden gelingen, obschon bei Reserveoffizieren nicht; im Krieg führte das Sprachengewirr zu argen Belastungen. Offiziere mußten oft durch Dolmetscher mit ihrer Mannschaft sprechen.

Als dann die k.u.k. Armee 1914 den ersten Ansturm der Russen allein auffing, „*sich opferte*“, wie es Falkenhayn anerkannte, verlor sie einen großen Teil des aktiven Offizierskorps und der altgedienten Unteroffiziere, also gerade jene Führer, die gelernt hatten, das Vielvölkerheer zu meistern. Sie verlor weiter in den ersten 9 Monaten über 2 Millionen Mann, das sind um eine Viertel Million mehr als die Verluste des deutschen Feldheeres im Westen bis zum 21. März 1918. Die Todesverluste überstiegen 1914 die der Deutschen in der Verdun- und Flandernschlacht um 20 000. Davon konnte sich die k.u.k. Armee nie mehr erholen. Die Ersatzbataillone bestanden aus rasch gedrillten Männern, die in den Geist des Heeres nicht mehr voll hineinwuchsen und, soweit es sich um Angehörige der wegstrebenden Völker handelte, politisch nicht immer zuverlässig waren.

Dennoch erfüllte die Armee, obschon tschechische und gelegentlich andere nichtdeutsche Abteilungen versagten, ihre Pflicht bis zuletzt; sie brach nicht etwa ihrer Slawen wegen auseinander, sondern jene madjarischen Politiker, die im Oktober 1918 zur Macht kamen, riefen, erschreckt vom Auftauchen der Ententevorhuten an der Donau, diese Gefahr panisch übertreibend — Reserven standen genügend bereit —, ohne Gewissen für den gemeinsamen Staat und ohne Instinkt für die Folgen, die sogenannten „ungarischen“ Regimenter mitten aus dem Kampf zurück, und diese ließen sich verwirren, zogen ab, während ihre Kameraden unter entsetzlichen Opfern noch tagelang weiterkämpften. Die Heimgerufenen aber liefen wirklich heim zu Weib und Kind. Ungarn war nicht eine Stunde fähig, sich allein zu verteidigen, als es dem Reich den Rücken drehte, was seine neuen verräterischen Machthaber aus der Geschichte schon längst hätten lernen müssen.

Daß die k.u.k. Armee bis zum dunklen Oktober 1918 ausharrte, ist vorwiegend das Werk der unbeirrbar treuen Deutschen. Sie waren, Offizier und Mann, die Klammer des Heeres. Davon zeugen die Totenziffern. Die Tiroler Kaiserjägerdivision, 13 Bataillone, also höchstens 12 000 Mann, zählte 20 000 Gefallene, das 8. Kärntner Feldjägerbataillon 2436. Während in Deutschland 27,8 v. T. fielen, in Österreich-Ungarn durchschnittlich 27,7 v. T., war die entsprechende Zahl schon 1917 in Deutschmähren 44, in Kärnten 37, in anderen Alpengebieten rund 34, 1918 in Kärnten gar 48,8, in Pettau aber 196,2 v. T., wo fast jeder Wehrfähige fiel. Dagegen lagen die Todesverluste der Nichtdeutschen niedriger: Madjaren 28, Rumänen 23, Tschechen 22, Welschtiroler 19, Istrien 6 v. T. Von den

Berufsoffizieren fielen 31,3%, von denen der Reserve 16,5%, von den Berufsunteroffizieren 12,5%.

Leider läßt sich nicht feststellen, wieviele Angehörige der deutschen Volksgruppen des Donauraumes auf dem Schlachtfeld blieben, da sie aber zahlreich in die opferreichen Offiziers- und Unteroffiziersposten aufstiegen, mag für sie ähnliches gelten wie für die Österreich-Deutschen und zugleich auch das, was bei den Siebenbürger Deutschen ermittelt wurde: von diesen, damals 235 000 Menschen, standen 37 533 im Feld, ein überaus hoher Satz, davon weit über tausend Offiziere und an Unteroffizieren vermutlich der höchste Verhältnisan teil von allen Völkern der Monarchie — ein Beweis für die führende Bedeutung des Deutschtums auch in den südöstlichsten Regimentern. Daß der letzte k.u.k. Generalstabschef Arz von Straußenburg diesem Boden entsproß, bestätigt die uralte abendländische Bewährung des dortigen Deutschtums.

In Deutschland fehlte weithin das Verständnis für die inneren Schwierigkeiten der k.u.k. Armee. Ludendorff beklagte dies und legte der Berliner Regierung zur Last, daß sie die „*unglückliche innere und äußere Politik der Madjaren*“ zugelassen habe, die verantwortlich sei für die Mängel der Doppelmonarchie, der man rechtzeitig in Treue hätte helfen müssen. Eine solche Einstellung war anderen versagt, und so erlebten es die Kaiserlichen oft schmerzlich, daß die Bundesgenossen auf sie überheblich herabblickten.

Daß die politischen Mißstände schon im Frieden eine genügende Ausrüstung verhinderten, wurde erwähnt; im Krieg entarteten sie zum Verbrechen und Verrat. Während man in Budapest noch 1918 weiße Semmel aß, hungerte Wien. Die unglückliche Machtteilung verhinderte das Eingreifen gegen diese Sabotage, auch fehlte es Kaiser Karl an Kraft und Verstand, um hart zuzufassen. Wankelmütig, durch die Sixtusaffäre beschmutzt, ließ er Hochverräter frei, begrenzte das Strafrecht der Offiziere und weigerte sich, Generalen Vollmacht zum Durchgreifen im Hinterland zu erteilen. So kam es denn, daß zuletzt die Versorgung der Soldaten teils durch echten Warenmangel, teils durch Schiebungen auf ein unvorstellbares Mindestmaß herabsank. Die wöchentliche Fleischration der Feldtruppeni betrug 1918 200 g, die tägliche Brotmenge 125 g und war zumeist verdorben. Das scheußliche Dörrgemüse, als „*Drahtverhau*“ verhöhnt, hatte keinen ausreichenden Nährwert. General Bardolff erzählt, er habe „*Fettfänger*“ verwenden lassen, eigenartige Schöpflöffel zum Zusammenkratzen von Fettresten. Die Soldaten staken in Lumpen, manche ohne Unterwäsche. Ein Generalstäbler fand in einer Frontkaverne eine Gruppe in Hemd und Unterhose, weil die Uniformen bloß für die erste Linie ausreichten. Sturmbataillone mußten feldmäßiges Üben einstellen, um die Kleidung zu schonen. Bei einer Division lag das Durchschnittsgewicht der Soldaten unter 50 kg. Die ganze Armee hungerte seit Ende 1917, abgesehen von etlichen „*ungarischen*“ Regimentern, denen von daheim Sonderlieferungen zuteil wurden, was ihrer Beliebtheit bei den Kameraden nicht eben diente.

Immer gegen eine Übermacht antretend, ausgeblutet schon 1914, in Italien stets siegreich, bewährt im Südosten und Westen, von schwersten Rückschlägen im Osten mehrfach betroffen, schließlich auch dort Sieger, blieb die Armee trotz Mängeln fast restlos kampftreu. Sie vollbrachte einzigartige Waffentaten wie jene, als am Col di Lana rund 35 000 Italiener gegen 2500 Kaiserjäger vergeblich anrannten; aber solcher Fälle gibt es hunderte! Die Blutberge in Italien, St. Gabriele, Asolone, Pasubio, Meletta, Krn, Doberdo, die Erstürmung des Lovcen, die Donauübergänge, die endlosen Ostschlachten, sind Denkmäler ihres Heldentums.

Die Tragik, in die das Weltgewitter uns Deutsche 1918 stürzte, führt zur Frage nach dem Sinn jenes Krieges. Er liegt darin, daß es damals gelang, Rußland zu schlagen und zu verhindern, daß ihm im Herzland Europas Engländer, Franzosen und Italiener die Hand reichten. Wäre das geschehen, so hätte die russische Revolution wohl ganz Europa

verschlungen. Die weitere Folge, spät heraufdämmernd aus Leiden und einer schlechten Ordnung des Erdteils, war der Versuch Hitlers, das Abendland umzugestalten, wobei er scheiterte, weil er zwar Genie, aber kein Rechtsgefühl hatte und zuletzt krankhaft maßlos war. Es ist aber nicht allein seine Schuld, daß Europa bis heute nicht zur Ruhe und zu jener rechten Geschlossenheit kommt, die es zur Weltmacht erhöhen könnte.

Nach dem Savoyer — die Preußen

Mackensens Sieg und Gefangenschaft im Donau-Theißwinkel
der Batschka

Von Johannes Wurtz

Es soll das hier Festgehaltene keine kriegsgeschichtliche Abhandlung sein. Aber weil es in seinem Wahrheitsgehalt mehr als anekdotischen Wert besitzt, was im Herbst 1915 sich am Rain der Flurgemarkung Waldneudorf abspielte, und dann im Frühling 1919 in Futogh und Neusatz zutrug, verdient es in der Geschichte des Donau-Theiß-Dreiecks erwähnt zu werden.

Nach der Kriegserklärung Österreich-Ungarns 1914 an Serbien ging es bei dem Generalstab der Südostfront nicht nach Plan.

Man hatte den serbischen Soldaten, früher Komitatschi genannt, unterschätzt. Das Frühstück, das die ungarischen Husaren auf dem Amselfelde in Serbien abhalten wollten, fand weiter nordwärts auf dem Gelände der Monarchie statt. Serbische Verbände hatten die Save in einer stürmisch-regnerischen Nacht überschritten und waren bis vor Karlowitz in Syrmien vorgestoßen. Ganz Waldneudorf, zum Teil auch Katsch, St. Ivan und Titel waren mit Flüchtlingen aus Beschka, India, Klenak, Pasua und Ruma überfüllt. Dazu in Waldneudorf ein Regiment Debrecziner Husaren und ein Landsturm-Regiment aus dem Egerland. Sämtliche Meierhöfe auf dem Waldneudorfer Hotter und entlang des Koviler Riedhanges strotzten von Truppen und Waffen. Auf dem Dreschplatz des Meierhofes Martzikitch war ein 30.5-Geschütz — damals die neue österreichische Wunderwaffe — zwischen zwei Riesen-Heuschobern getarnt — in Stellung gebracht. Entlang der Katsch-Koviler Riedhangkurven wucherte dorniges Gestrüpp, dazwischen waren in batterie-gemäßigem Abstand schwere Langrohrgeschütze abgeprotzt. Auf den Kleewiesen weideten die Zugpferde der Artilleriebespannung, und in den Maisfeldern tummelten sich Husarenpferde. Diesjahr brachten die Weingärtner der Katscher Wingert-Allee keine Starenwächter zu dinge. Das besorgten jetzt die Husaren auf ihre Weise. Es war September 1915 und trübes regnerisches Wetter.

Die Heeresgruppe Mackensen rollte bereits über alle Eisenbahnlinien aus dem nördlichen Osten nach Süd. Es war die 11. deutsche Armee und Kampfverbände der 3. k.u.k. Armee unter dem Befehl des Generals Kövess von Kövessháza. Für den deutschen Kommandierenden war im Schloß Chothek bei Futogh für unbestimmte Zeit Unterkunft beschafft. Baron von Schönborn in seiner adretten Husarenuniform machte als Gastgeber des gräflichen Hauses die Honneurs.

Der Generalfeldmarschall ließ sich aber nur ein Glas Milch in den Wagen reichen und setzte die Fahrt über Neusatz in Richtung Mariaschnee gleich wieder fort. Unterwegs studierte er aufmerksam die Geländekarte. Eine halbe Stunde später stand er auf einer Anhöhe, nicht weit zwischen Mariaschnee und Bukowatz, vom dichten Gerank einer Weinlaube getarnt. Schwere goldgelbe Trauben lugten daraus hervor, Mackensen aber sah das wunderschöne Anerbieten der Natur nicht. Um ihn herum knatterte Maschinen-